Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 15

Artikel: Das Problem der Ursprache [Schluss]
Autor: Wadler, Arnold
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748712

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS PROBLEM DER URSPRACHE

(Schluss)

Nicht minder leicht wie diese vermag monogenetische Sprachforschung auch die anderen, gewichtigeren Einwände der Polygenisten zu widerlegen. Zwei wesentliche Argumente standen bisher einer Verständigung im Wege. Das erste betrifft das Kriterium der Sprachenverwandtschaft, das zweite die in der Sprachenvergleichung zu beachtenden phonetischen Prinzipien. Beim ersten wurde geltend gemacht, nicht die Übereinstimmung allein des Wortschatzes, sondern auch im flexivischen und syntaktischen Bau sei maßgebend für verwandtschaftliche Zusammenhänge der verschiedenen Idiome. Beim zweiten wurde verlangt, dass Wortgleichungen über die Grenzen der anerkannten Sprachenfamilien hinaus auf den Nachweis lückenloser Lautgesetze gestützt werden. Beide Meinungen sind irrig und beide im Grunde auf die Ausdehnung gewisser Annahmen innerhalb der indogermanischen Sprachforschung auf die allgemeine Linguistik zurückzuführen. Die Flexion, wie sie heute etwa im hamitisch-semitischen oder indo-europäischen Sprachenkreise vorliegt, ist in dieser Gestalt nichts Ursprüngliches und nicht zuletzt durch die *phonetische* Schrift dieser Idiome mitgestaltet. Viele Flexionssilben sind im Lauf der Entwicklung verballhornt, bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden. Doch sie auch waren ursprünglich vollautige Stämme.

In einem Worte wie „Erb-schaft" vermögen wir dies heute noch zu erkennen: es ist ja bloß eine Verbindung von „Erbe" + „Schaft" und beide Stämme finden sich so gut in den semitischen wie in den indogermanischen Sprachen. (Dem deutschen „Erb-e" reiht sich griech. orph-anos „Waise", lat. orb-us „beraubt" und semitisch „charabh" „berauben" und (h)aram „entblößen" an; dem griech. skeptron „Stab, Szepter", das russ. skipet-r lautet, wie german. skaft „Schaft" entspricht assyr. schibt-u und hebr. schebhet „Stab, Szepter".)

Davon abgesehen finden sich die gleichen Flexionsformen zum Teil noch in verschiedenen Sprachenfamilien, namentlich die Substantiv-Endungen (z. B. -t als Formativ des weiblichen Geschlechts und der Abstrakta im Ägypto-Semitischen wie im Indogermanischen). Zweifellos wird es bei tieferem Eindringen in das monogenetische Problem noch gelingen, weitere Analogien

zu entdecken (wie dies schon die Ergebnisse der finnisch-ugrischen Sprachforschung wahrscheinlich machen). Wir müssen uns nur bewusst werden, dass wir uns hier auf vorgeschichtlichem Gebiet bewegen, wo mehr erschlossen als unmittelbar bewiesen werden muss.

Das Gleiche gilt in gewissem Sinne für die Frage der *Lautgesetze*. Zunächst sind auch die von der Indogermanistik mit viel Scharfsinn ergrübelten „Gesetze" keineswegs ohne Ausnahmen, also eher phonetische Regeln als Gesetze. Sie sind zum guten Teil auch im eigenen Lager schon angezweifelt worden und dürfen von monogenetischer Sprachforschung von vornherein als zu *eng* bezeichnet werden, sofern sie nämlich nur auf Beobachtungen in einem beschränkten Blickfeld beruhen. Monogenetische Forschung kann als Prinzip der Sprachenvergleichung nur jene Erkenntnisse gelten lassen, die aus einer universalen Untersuchung aller Sprachenkreise gewonnen und demnach auch für alle grundsätzlich gelten. Die Erkenntnisse der Spezialforschung sind deswegen keineswegs durchwegs falsch, sie sind bloß — als zeitliche und räumliche Modifikationen der Grundregeln — von eingeschränkter Geltung. Schon Altmeister Schuchardt in Graz hat manchen Sprachgelehrten vorgehalten, sie trieben nicht Sprach-, sondern Dialektforschung (z. B. Romanisten oder Germanisten). Viel wichtiger noch ist der Einwand, dass jede allzu mechanische Vorstellung von absoluten Lautentsprechungen das Eindringen in die letzte Bedeutung und in den ganzen Umfang morphologischer Vorgänge verhindert. Die Laute eines Stammes oder eines Wortes unterliegen einem dauernden Wandel von Ort zu Ort und von Geschlecht zu Geschlecht: darüber hinaus jedoch dient dieser Wechsel der Menschheit seit der Urzeit bewusst als Mittel der Sprachbildung, der dauernden Bereicherung des Wortschatzes durch Abspaltung feinster Schattierungen des Lautes und des Sinnes. Um Sprachforschung über die üblichen Schranken hinaus zu treiben, müssen wir von den starren Gesetzen (z. B. der Lautverschiebung) vordringen bis zu der Erkenntnis, dass in den Sprachen von altersher Varianten des gleichen Stammes *neben*einander bestehen, wie z. B. lat. pluo (regnen), fluo (fließen), bullio (wallen), volo (fliegen) und mul-tum (viel), ampl-us (reichlich)

neben plus (mehr) oder im Deutschen: walk-en, balg-en neben plag-en und Fleg-el (in der Grundbedeutung „schlagen"). Mindestens zu heuristischen Zwecken werden wir also die wichtigsten Regeln lautlicher Abwandlung wie folgt zusammenfassen können: 1. Die Laute der gleichen Artikulationssphäre treten häufig für einander ein, es wechseln also sämtliche Lippenlaute unter sich (einschließlich des Halbvokals u und des Nasals m), weiter alle Gaumen- und Kehllaute (einschließlich i, j und ng), sowie die Zungen- und Zahnlaute (einschließlich n). 2. R und L vertreten einander vielfach (z. B. blink-en, blank neben prunk-en, prang-en, Prach-t und im Semitischen balag (schimmern) neben barak (blitzen, leuchten). 3. S oder Sch (auch Sk) variiert häufig mit K (H, G) usw. (z. B. schnurren und knurren, Scherbe und Kerbe, scharf und herb, kurz neben engl. short, altind. śata neben lat. centum, hebr. śarat neben charat „ritzen"). Es ist dies der von den Indogermanisten erkannte, aber nicht recht gedeutete Satem-Kentum-Wandel der Laute, der in dem biblischen Siboleth-Vorgang seine phonetische Ergänzung findet. 4. Als Träger des Wortsinnes der Wurzel dienen vorzugsweise die Konsonanten, während die Vokale mehr zur Modulation verwendet werden (z. B. werf-en, warf, Wurf, wirf, worf-eln; stech-en, stach, Stich, Stoch-er, Stunk u. v. a.). Die altägyptische wie die semitischen Sprachen bezeichnen in der Schrift hauptsächlich die Konsonanten, die *Wurzel* wird dort nur nach ihrem konsonantischen Bestand umschrieben, z. B. lat. serp-ens (Schlange), altind. sarp-a, deutsch Kerf-e gegen hebr. srp (vgl. das davon abgeleitete „Seraph").

Diese Lautregeln sind nicht erschöpfend, aber im wesentlichen genügen sie, um bei der Sprachvergleichung über die einzelnen Sprachenkreise hinaus die Wortgleichungen zu finden. Kennt man in einer Sprache die Art, wie Wortformen gebildet werden, vermag man die Vor- und Endsilben, sowie die Infixe vom Lautbestand der eigentlichen Stämme zu sondern, so besteht nach monogenetischer Anschauung nicht der geringste Anlaß, einer vergleichenden Betrachtung angeblich nicht zusammenhängender Idiome ängstlich aus dem Wege zu gehen. Und je weiter wir auf diesem Wege vordringen, desto erstaunlicher sind die Ergebnisse, desto deutlicher enthüllen sich

unserem geistigen Blick Urgemeinschaften menschlicher Lebensbeziehungen, von denen wir bisher kaum zu träumen wagten.

Wir entdecken den Stamm des indogerman. Wortes „Name" (altnord. nef-na = feierlich aussprechen, nennen) nicht bloß im hebr. nam (sprechen, reden), nabha (nawa) „weissagen", im assyr. nabû (rufen, nennen), im altägypt. nmj (brüllen), sondern fast in allen Erdteilen: bei den *Azteken* hieß die Rede, Sprache nawa-tl (das *tl* ist Endung), bei den Herero bedeutet -na „Name", ebenso im japan. (wo nobe-ru „erzählen" und nama-ri „Mundart" heißt), im chin. nao (lärmen), im Canton-Dialekt nim (hersagen), das gleiche Wort für „Name" (nem, nam, nim u. a.) erstreckt sich über Nordasien und Nordeuropa bis Lappland (namma, nym, nöm, es lautet im ungar. nev.). Wie in Alt-Mexiko finden sich Spuren dieses Stammes auch in *Alt-Peru:* hier hieß nji „sagen, erzählen". — Eine andere Wurzel von allgemeiner Ausdehnung ist das lat. sec-o (schneide), sax-um (Fels), im altdeutschen sax (Steinmesser), sech (Pflugschar), im altslavischen soch-a (Hakenpflug): auch im semit. bedeutet die Wurzel sekk (skk) „schneiden", sak-în (Steinmesser), aram. sik-ta (Dorn, Pflugschar), im japan. suku (pflügen, umgraben,) seki (Fels, Stein, Spitze), im Chines. schi (Stein) — im Canton-Dialekt sek, in Shanghai zak (ähnlich dem deutschen „Zacke") — und der gleiche Stamm erstreckt sich in zahllosen Varianten durch alle Erdteile, bis hinauf nach Lappland. In der Bedeutung „pflügen" findet er sich schon im altägypt. ska (kopt. skai) und im assyr. sakaku (pflügen, eggen). — Oft sind die Lautveränderungen in den Einzelformen so groß, dass nur der Vergleich der verschiedensten Varianten über ihre Zusammengehörigkeit unzweifelhaften Aufschluss gibt. Dass im latein. os, oss-um (Knochen, Glied), griech. ost-eon, sanskr. asthi im Anlaut ein ursprüngliches K (H) geschwunden ist, beweist außer dem Hindustani haddî (Knochen), das slav. kost-j. Im semit. lautet die Form (h)es-em oder (h)at-m (Knochen), Gebein), assyr. es-en (Rückgrat), im altägypt. wieder ks (koptisch kas), im hausan. kaši, in verschiedenen Neger-Mundarten kô. Auch im chines. ku (Knochen, Rippe) ist der Endkonsonant -t ausgefallen, dies beweisen außer der Canton-Mundart (kwat = Knochen) die altjapan. Lehnform kotsu (für *kotu) „Knochen, Bein", das annam. kôt (Klassenzeichen 188) und das sin.-annam. kut. Der gleiche Stamm kehrt noch in den finnisch-ugrischen Idiomen wieder, wahrscheinlich gehört auch lat. costa (Rippe) mit seinen Ableitungen und deutsch Köte (niederl. koot) „Fessel des Pferdes" in die gleiche Reihe. — Ein ähnlicher lautlicher Vorgang wie bei diesem Stamme gibt sich im Chinesischen noch bei einem anderen kund und eröffnet uns den Zugang zur Deutung des Rätsels der *chines. Monosyllaben.* Im Hebr. heißt methek „süß, Honig", im Assyr. matku „Honig, süßer Trank, Meth", im Altind. madhu „süß, süßer Trank, Honig, Soma, Meth, Wein". Als „Meth" ist diese Wurzel in den meisten Zweigen der indogermanischen Sprachenfamilie verbreitet, aber nicht minder in den finnisch-ugrischen Mundarten, wo im Syrjänischen ma, im Finn. mete, im Lappischen mitt „Honig" bedeutet. Im Chines. lautet diese Wurzel mi; dass jedoch auch hier bloß der Endkonsonant, wie im Mandarin-Dialekt so häufig, stumm geworden ist (was infolge der ideographischen Schrift nicht unmittelbar erkannt werden kann), beweist außer der

Form der Canton-Mundart „matt" das altjapan. Lehnwort mitsu (für *mitu) „Honig". Bezeichnend ist die Tatsache, dass der gleiche Stamm auch im Alt-Peruanischen (Khetschchua) wiederkehrt, und zwar in mehreren Varianten: misgi, miske (süß), matscha (sich betrinken), wie er denn auch im Samoanischen vorkommt.

Diese Wortgleichungen sind nur vereinzelte Beispiele aus einer großen Fülle von Übereinstimmungen, die sich über fast alle Teile der Erde erstrecken. Zwischen manchen Sprachenfamilien, deren Verwandtschaft die Linguistik heute noch bestreitet (wie zwischen den semitischen und indogermanischen Idiomen), besteht eine Wurzelgemeinschaft von solcher Ausdehnung, dass sie mindestens die Hälfte, wenn nicht mehr, des Wortschatzes (abgesehen von den noch latenten Gleichungen) umfasst. Daran allein schon erkennt man, dass hier von einer zufälligen Übereinstimmung nicht die Rede sein kann. Der Beweis, dass es sich bei allen diesen Erscheinungen um organische Beziehungen handelt, die tief unter die Oberfläche in die Urzeit menschlicher und namentlich sprachlicher Entwicklung hineinreichen, ist noch mehrfach zu erbringen. Zunächst ergibt sich dies aus der sonst unerklärlichen Erscheinung, dass die Wortgemeinschaft hinübergreift in die *Neue Welt* und nach *Australien*, in Gebiete also, die nicht durch Entlehnung zu diesen Übereinstimmungen gekommen sein können, sondern nur durch vorgeschichtliche Völkergemeinschaft, die wir nicht unmittelbar kennen, sondern nur durch vergleichende Sprachforschung zu erschließen vermögen. Ein anderer methodischer Beweis, der besonders für die Innigkeit der sprachlichen Urgemeinschaft kennzeichnend ist, folgt aus der *Komplexität* der Wurzelgleichungen. Wir finden nicht bloß eine Übereinstimmung zwischen *einzelnen* Stämmen angeblich nicht verwandter Idiome, sondern vielfach zwischen allen lautlichen wie geistigen Beziehungen, die sie aufweisen. Um zunächst im Bereich der bedeutendsten Kulturzentren zu bleiben, also der indogermanischen wie der semitischen Mundarten, sei darauf hingewiesen, dass im Semitischen genau so gut wie im Indogermanischen nicht bloß ein Wurzeltypus, sondern in gleichem Maße auch seine *Umkehrung* sich findet: wie etwa im Deutschen „brech-en" und „kerb-en" oder „grab-en" eine entgegengesetzte Lautfolge

des Wurzelbestandes verraten, so kehrt auch im Semitischen neben „parak" (brechen) der Stamm „charabh" (zerstören, schneiden) wieder, und zwar nicht nur in diesem, sondern in vielen anderen Fällen. Auch wenn etwa eine bestimmte Lautfolge sich mit verschiedenen Wortbedeutungen verbindet, findet man die gleichen Verschiedenheiten in anderen Sprachenkreisen wieder, z. B. im Hebräischen die Grundformwurzel spr in den drei Bedeutungen: 1. Kleiner Vogel (Sperling), 2. Nagel und 3. rund (kreisförmig), wie im Altdeutschen sparo (Sperling), Spore, Sporn (eigentlich Nagel) und im Griechischen sphaira (Sphäre, Kugel).

Weit deutlicher zeigt sich jedoch die Innigkeit sprachlicher Verbundenheit der verschiedensten Idiome, sobald wir von den sogenannten Wurzeln zu den höheren Einheiten der Sprachbildung zurückgehen. Schon längst ist den Semitisten die Tatsache bekannt, dass die in den semitischen Sprachen vorwiegende, ja fast ausschließliche Triliteralität der Stämme (ihre Zusammensetzung aus drei Konsonanten) nichts Ursprüngliches ist, dass diese Wurzeln vielmehr auf zweikonsonantige oder gar noch knappere Urformen zurückgehen. Auch in anderen Gebieten der Sprachforschung ist schon vielfach die Auffassung hervorgetreten, die Zahl der Wurzeln sei wesentlich geringer als gemeinhin angenommen werde. Dies ist tatsächlich der Fall. Vor allem erkennen wir dies, wenn wir die gleichlautigen Stämme mit verschiedenen Bedeutungsvarianten einheitlich zusammenfassen, die sogenannten Homonyme, z. B. tief, Topf, Taufe, Dampf, dumm, tapp-en usw. Wir erlangen auf diese Weise eine Art Hierarchie von Begriffsbildern, die vielleicht auf den ersten Blick keinen inneren Zusammenhang verraten, aber bei näherer Untersuchung auf den Grundbegriff „schlagen" (Topp! — tipp-en, tapp-en usw.) sich zurückführen lassen. Vorsichtig ausgedrückt, kann das Bild „schlagen" als die theoretische Axe aller dieser Sondergebilde dienen, die aus dem gleichen Lautstoffe (durch Variation) zur Gestaltung verschiedener Begriffe verwendet werden. Es gibt aber nebeneinander in der gleichen Sprache mehrere Ausdrücke von verschiedenem Lautbestande, die in gleicher Weise den Grundbegriff „schlagen" bezeichnen (*Synonyme*), wie z. B. im Deutschen schlagen, klopfen, hauen,

stäupen, gerben, walken, dreschen, prügeln usw. Die gleichen Synonyme kehren auch im Semitischen wieder. Wir können solche einfache Lautgebilde, die als Ausgänge der Wurzelbildung schon in der Urzeit gedient haben, zusammenfassend als *Motive* bezeichnen, und zwar kann man die wichtigsten dieser Motive nach den altertümlichen Schlaginstrumenten benennen, ohne dass damit etwa gesagt sein soll, dass die Musikinstrumente am Anbeginn der Sprachschöpfung schon vorhanden waren. Wir nennen die Zusammenfassung aller Stämme, die nach der Grundform tp (oder dp oder tb usw.) gebildet sind, das *Tympanen*-Motiv. In gleicher Weise unterscheiden wir alle Stämme auf pk (pg, bg, bk usw.) als das *Pauken*-Motiv, die Gruppe der Formen auf kp (gb, hw, hb usw.) als das *Zymbel*-Motiv (vom griechischen kymbal-on) oder alle Formationen auf trb (trm, drb usw.) als das *Trommel*-Motiv. Zusammengesetzte Motive, wie das zuletzt erwähnte, lassen sich immer wieder auf einfachere Formen zurückführen. Diese Zusammenfassung in Motive ist für die sprachvergleichende Forschung von hervorragender Bedeutung. Sie ermöglicht uns zum erstenmal, tief und erfolgreich in das noch ziemlich dunkle Gebiet der Bedeutungsbildung und des Bedeutungswandels einzudringen. Darüber hinaus jedoch leistet sie uns bei der Aufstellung von Wortgleichungen über die hergebrachten Sprachenkreise hinaus außerordentlich wertvolle Dienste. Während nämlich in einzelnen Sprachen sich eine Neigung zu starker Entfaltung der Laute kundgibt, die häufig durch eine Art *Gabelung* in mehrere Laute der gleichen Artikulationssphäre sich ausdrückt (z. B. im Deutschen: stapf-en und stampf-en neben engl. step und slav. stup-ati), gewahren wir in anderen wieder entweder eine starke Artikulations-Schrumpfung oder doch eine Vorliebe für straffere lautliche Konzentration, so besonders im Chinesischen oder im Japanischen (hier gehört zur Reihe „stapf-en" die Form tabe „Reise, Gang"). Oft ist es schwer, wenn nicht phonetisch unmöglich, irgendeine fortgebildete Wurzel (etwa mit drei Grundkonsonanten) in den verschiedenen Sprachenkreisen festzustellen, entweder weil sich der Lautbestand verschliffen hat und die ursprüngliche Form sich nicht erkennen lässt oder weil gleichsam der Stil der Sprache eine Konsonantenhäufung überhaupt vermeidet. In solchen

Fällen ist es aber vielfach nicht schwer, statt einer bestimmten Wurzelform das einfachere und ursprünglichere *Motiv* nachzuweisen und auf diese Weise die Urverwandtschaft der betreffenden Idiome klarzulegen. Dass die Grundmotive der Sprache, namentlich in ihren elementaren Gebilden, in einem Idiom nicht vorhanden wären, ist so gut wie ausgeschlossen.

Zum Schluss sei hier nur flüchtig die reiche Ausbeute dieser auf Grund monogenetischer Sprachforschung gewonnenen Erkenntnisse nicht allein für die Sprachwissenschaft, sondern namentlich auch für die Urgeschichte und Anthropologie, sowie für andere Zweige der Wissenschaft flüchtig angedeutet. Wir sahen, dass sprachliche Verbindungen vielfach mit fernen Völkern vorhanden sind, wo Anschlüsse an benachbarte oder nah verwandte Stämme fehlen. Dieser Vorgang ist außerordentlich häufig.

Das Wort *Silber* z. B. (engl. silver, slav. sereb-ro, altpreuß. sirap-lis), das der german.-litu-slavischen Gruppe der Indogermanen eigentümlich erscheint, hat seinen Anschluss nicht zu den klassischen, dafür aber zu den semitischen Idiomen: im Assyr. heißt das Silber „sirpu" und im Hebr. bedeutet die Wurzel „srp" ebenfalls „Edelmetall schmelzen, Goldschmied u. a.". Hier ist, wie so häufig, ein Wechsel von L und R wahrzunehmen und der gleiche lautliche Vorgang hat bisher die Zusammenhänge zwischen gewissen Bezeichnungen des *Goldes* verhüllt, dessen Kenntnis man — mangels einer durchgehenden Gleichung — den Indogermanen absprechen wollte. Das Wort „Gold" ist wiederum den Germanen und Slaven gemein (slav. zoloto); es bezeichnet das glänzende, gleißende Metall und im Engl. ist das Wort „glad" (fröhlich, eigentlich glänzend) wurzelgleich mit „gold". Eine Beziehung zu anderen indogermanischen Sprachen wusste die Fachwissenschaft bisher nicht herzustellen. Dagegen erklärte sie — allzusehr am Buchstaben haftend — das griech. chrys-os als ein semit. Lehnwort: im Hebr. findet sich „charûs" als dichterische Bezeichnung des Goldes, im Phönikischen ist es ein gebräuchlicher Ausdruck. Wir brauchen aber kaum des semit. (h)alatz (glänzen, sich freuen) und seiner Beziehung zu „glad" (froh) zu gedenken, um zu erkennen, dass auch griech. chrys-os wie seine semit. Anschlüsse bloß R-Varianten des Stammes „Gold" bilden. — Das german. Wort „dumm" (im Mittelalter „thumb") — das nur eine Abart des gleichen Stammes wie „dumpf, taub, stumpf und stumm" ist — gilt den Indogermanisten vielfach als etymologisch „unerklärt". Seine Verwandtschaft mit lat. stup-idus und griech. typh-los (blind) ergibt sich einwandfrei, wenn wir die Anschlüsse in anderen Sprachenkreisen kennen lernen; denn die Grundbedeutung des Hebr. tam (tom) „töricht" wie des assyr. tummumu „taub" ist eigentlich „verstopft" und der Ausdruck wird in der Urzeit allgemein als Bild der *verschlossenen* Sinne verwendet. Es fällt nicht schwer, im japan. Worte tsumbo (statt *tumbo)

„taub" das gleiche Wort im fernsten Osten wiederzuerkennen, wie das althochdeutsche tumbo (dumm).

Auf Schritt und Tritt begegnen wir bei monogenetischen Untersuchungen solchen seltsamen, erstaunlichen Beziehungen: das Wort „Gitter, Gatter" kehrt z. B. im Semitischen wieder, wo „gadar" (hebr. geder) „Zaun, Mauer, umwalltes Lager" bezeichnet und uns so die Brücke zum lateinischen castr-um (Lager) liefert. Das gotische Wort „wrik-an" (verfolgen), aus dem die heutigen germanischen Formen „Recke" und „Rache" hervorgingen, schließt sich nicht bloß an lat. urg-eo (drängen) an, sondern vor allem an hebr. bharach (warach) „fliehen"; dem germanischen „Gipfel, Giebel" (auch „Gabel" heißt ursprünglich Spitze!) entspricht im Arabischen gabal (dschebel) „Berg, Gebirge"; dem nordischen „Fjord" — das sich an port-us (Hafen, eigentlich Meeresbucht, Einschnitt) anschließt — das arabische furz-at (Ankerplatz) und hebr. pheres (Riss, Lücke, Bresche). Ganze Gruppen von Ausdrücken, wie Bezeichnungen für *Körperteile*, Naturvorgänge, die *Landschaft*, *Pflanzen* und *Tiere*, für menschliche Betätigung auf allen Gebieten des Kulturlebens kehren in den verschiedensten, örtlich weit voneinander entfernten Teilen der Erde wieder und zeigen uns deutlich, dass die menschliche Kultur nicht nur viel älter ist, als gemeinhin angenommen wird, sondern dass hier Urzusammenhänge bestehen, deren Erkenntnis uns heute kaum der Spaten des Archäologen, wohl aber die geistige Ausgrabung aus dem Schutt der ursprachlichen Überreste vermitteln kann. Wir sahen schon, dass die Ausdrücke für „Pflug" und „Pflug-Sech" in die Urzeit zurückreichen. Semiten und Germanen haben noch viele andere Bezeichnungen aus dem Gebiete der *Landwirtschaft* und der Tierzucht gemeinsam: „Erde" heißt wie im Englischen earth auch im assyrischen irs-itu, im Hebräischen eres, im Arabischen ard; die indogermanische Wurzel „Acker" findet sich schon im assyrischen ikkaru, hebr. ikker (Landmann, eigentlich Ackerer); das arabische darasa und hebräische darasch (dreschen, treten) deckt sich mit dem germanischen Worte „dreschen" (holländ. dorsch-en); das hebräische goren (Tenne) und garan (zerreiben) ist der gleiche Stamm wie das altgermanische Quirn (Handmühle). Seltsam genau ist die Übereinstimmung in den

Bezeichnungen für Gefässe: hebr. sefel und assyr. schaplu entsprechen dem deutschen „Scheffel", hebr. saf dem deutschen „Schaff" usw. Wenn wir daher im Altägyptischen auch eine Bezeichnung für „Schoppen" finden, die sich mit dem altdeutschen Namen deckt, so ist dies weder ein zufälliges, noch gar ein scherzhaftes Zusammentreffen, sondern eine natürliche Tatsache, die bezeichnend ist für das hohe Alter menschlicher Zivilisation.

Dies nur einige Proben aus der ungeheuren Fülle des Materials, das zum Nachweis der Urgemeinschaft aller menschlichen Sprachen zur Verfügung steht. Die Ernte harrt der Schnitter: die Fülle der reifen Früchte übersteigt bei weitem die Kräfte vereinzelter Forscher, die heute noch, vielfach verkannt und unbeachtet, das ausgedehnte Feld monogenetischer Forschung bearbeiten. Mögen diese kärglichen Ausführungen dazu beitragen, das Verständnis für diese wichtigen Fragen zu fördern und zu verbreiten!

ARNOLD WADLER

POLITIK ODER JURISPRUDENZ?

BETRACHTUNGEN ZUM ENTWURF EINES BUNDESGESETZES ÜBER DIE EIDGENÖSSISCHE VERWALTUNGS- UND DISZIPLINARRECHTSPFLEGE

Die Politik ist im heutigen Staate Sache der gesetzgebenden und verwaltenden Behörden, die Pflege der Jurisprudenz – im Sinne behördlicher Wahrung des Rechts gegenüber Strebungen anderer Natur – ist in die Hand des Richters gelegt. Die politischen Behörden und die Gerichte haben ihre Reservatsphären, wo sie sich nicht ins Gehege kommen: jene die aktive Führung der Staatsgeschäfte, diese den Entscheid von Zivil- und Strafprozessen. Aber dazwischen liegt ein weites Feld staatlicher Tätigkeit, wo zwar politische Motive maßgebend sind und sein sollen, wo aber auch eine Beurteilung nach juristischen Gesichtspunkten stattfinden kann und soll: die ordentliche Gesetzgebung (im Gegensatz zur Verfassungsgesetzgebung) und die Verwaltung. Wo ist da die Grenze zu ziehen zwischen dem Machtbereich der politischen Behörden und der Einflusszone der Gerichte? Kann überhaupt, und wenn ja, unter welchen Umständen ein Akt der Verwaltung oder sogar der Gesetzgebung vor die Gerichte gezogen und dort überprüft werden? Diese Fragen haben in verschiedenen Staaten verschiedene Antworten erhalten.

Am radikalsten sind die Vereinigten Staaten von Amerika vorgegangen: sie gestatten bekanntlich den Gerichten die Überprüfung aller Akte der Gesetzgebung auf ihre Verfassungsmäßigkeit. Dieser Sieg der Jurisprudenz in einem